

Neue Kämpfe am Kesselberg.

Die Beute in Flandern.

Ämtlicher Tagesbericht.

WTB. Großes Hauptquartier, 29. April 1918.
Westlicher Kriegsschauplatz.

Auf dem Schlachtfeld in Flandern von Mittags an ausbleibender Artillerielämpf. Die Beute seit der Erstürmung des Kesselberg hat sich auf über 7100 Gefangene, darunter 181 Offiziere, 53 Geschütze und 233 Maschinengewehre erhöht.

Zwischen dem La Bassée-Kanal und der Scarpe, sowie nördlich von der Somme rege Erkundungstätigkeit der Engländer. Starke Teilangriffe der Franzosen gegen Hangard Wald und Dorf wurden blutig abgewiesen.

Vorfeldkämpfe an vielen Stellen der übrigen Front. Auf dem Ostufer der Maas brachte ein Vorstoß in die französischen Gräben Gefangene ein.

Von den anderen Kriegsschauplätzen nichts Neues.

Der erste Generalquartiermeister:
Ludendorff.

Der deutsche Abendbericht.

Berlin, 29. April, abends. (W.T.B. Ämtlich)

Nördlich vom Kesselberg haben sich heftige Kämpfe entwickelt.

Die Kämpfe am 28. April.

Berlin, 29. April. (W.T.B. Nichtamtlich.)

In Flandern blieb am 28. April die feindliche Artillerietätigkeit in mäßigen Grenzen, nur vor dem Kesselberg und vor Voker wurde sie zeitweise stärker. Westlich von Langemarck machten die Deutschen bei Besetzung eines feindlichen Stützpunktes zahlreiche Gefangene. Abends erfolgte zwischen Boormeezele und dem Kanalknie ein Angriff gegen einen vom Feinde gehaltenen Graben. Gegen das Schloß nördlich des Kanalknies erfolgten Angriffe des Feindes die unter schweren Verlusten abgewiesen wurden. Zwischen Boormeezele und de Kleit steigerte sich gegen Abend das feindliche Artilleriefeuer erheblich, an mehreren Stellen dieser Front wurden feindliche Bereitstellungen erkannt und unter wirksamer Vernichtungsfeuer genommen, so, daß der Feind nur gegen Boormeezele zu einem kleineren energielosen Angriff schreiten konnte.

Die deutschen „Sunnen!“

Ein langer Saal in einem Hospital einer französischen Stadt. Durch die hohen Fenster strömt die freundliche Frühlingssonne. Bett reißt sich an Bett auf den den Verwundeten gesiehet und verbunden ruhen. Ein deutsches Kriegslazarett. An einem Bett sitzt eine deutsche Krankenschwester, stützt sorglich den mit Binden umwickelten Kopf eines Verwundeten und stößt ihm behutsam, wie eine Mutter warme Milch ein. Es ist ein Portugiese mitten unter den Deutschen. Plötzlich öffnet sich die Tür. Eine Bahre wird langsam hereingetragen, ein Schwerverwundeter liegt darauf. Wir fragen die begleitende Schwester, sie antwortet leise: „Ein verwundeter englischer Unteroffizier! Wir haben ihn soeben operiert, es war eine Operation, so schwierig und mühevoll, daß wir uns selbst bei Deutschen nur im äußersten Notfall dazu entschließen. Aber sonst wäre er gestorben.“ Unsere Blicke folgen der weiterstreichenden Bahre, und wir gedenken der überzeugt vorgetragenen Erzählung des englischen Majors, mit dem wir gestern sprachen, der, ein gebildeter Mann uns immer wieder versicherte: „Eines werden wir niemals vergessen: Es ist bewiesen, daß deutsche verwundete Engländer gekreuzigt haben!“

Diese schamlose Lüge, in Wahrheit würdige jener Propaganda, die jetzt unter der Leitung von Lord Northcliffe steht, findet selbst Glauben bei einem Soldaten, der dazu offenbar ein gebildeter Mensch ist! Sei es nun Beschränktheit, sei es aberwinkliger Haß, sie wollen von uns das Schlechteste und Zuchtbarste glauben, weil es ihnen in ihren politischen Kram paßt, und sie glauben es! Und dabei unternimmt der deutsche Arzt wie selbstverständlich die schwierigsten Operationen an einem bereits vom Tode gekennzeichneten englischen Verwundeten und rettet ihn. Aber wir sind und bleiben die Sunnen, die englische Verwundete zu kreuzigen pflegen.

Der Kaiser für das gleiche Wahlrecht.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ erzählt von einem Teilnehmer der gestrigen Besprechung des Reichskanzlers mit Vertretern der Arbeitergewerkschaften: Der Kanzler äußerte sich bei dieser Gelegenheit zu den christlich-nationalen Arbeiterführern auch über die Wahlrechtsfrage. Er betonte, daß er mit dem preussischen Wahlrecht stehe und falle. Vor einige Tage noch habe sich der Kaiser ihm gegenüber dahin geäußert, daß er nach wie vor unbedingt auf dem Boden der Wahlrechtsvorlage stehe. Anderslautende Gerüchte seien durchaus unzutreffend. Die Arbeiterführer versicherten dem Kanzler, daß in der gesamten deutschen Arbeiterbewegung keinerlei Neigung oder gar Absicht bestünde, in einer Streikbewegung einzutreten. Gerüchte die anders lauteten, hätten in der Arbeiterbewegung keine Begründung. Sehr erwünscht sei allerdings, daß von den militärischen und den Zivilexekutiven der Arbeiterbewegung ein größeres Verständnis entgegen gebracht werde.

Englische Sorgen um Opern und Amiens.

New York, 27. April, (Reuter.)

Nach dem „Nieuwe Rotterdamse Courant“ schreiben die „Times“ in einem Leitartikel: Der Verlust des Kesselberges muß einen ersten Rückschlag auf die verengte Stellung im Bogen von Opern haben. Unsere Linie zu beiden Seiten des Comines Opern-Kanals und bei St. Eloi hält zwar gut stand, aber man muß doch zugeben, daß Opern selbst und die ringsum liegenden Stellungen durch den unzweifelhaften Erfolg des Feindes schwer bedroht werden. Es drohen ernste Gefahren und die Lage erfordert äußerste Ruhe und die stärksten Nerven. Die gefährlichste Linie ist aber immer noch die Somme-Linie. Es ist möglich, daß wir im Norden Gelände preisgeben, aber Rückschläge im Norden dürften keinen Verlust sein, der nicht wieder gut zu machen wäre. Ein gelungener Angriff des Feindes in Richtung auf Amiens, verstärkt durch einen feindlichen Vorstoß nach der Sommer-Mündung, würde uns von der Hauptmacht der Franzosen abschneiden. Diese Absicht der Deutschen muß um jeden Preis verhindert werden und man muß deshalb das Zurückdrängen des Feindes bei Villers-Bretonneux am Mittwoch und Donnerstag als ein sehr wichtiges Ereignis betrachten. Die Alliierten müssen zwar im Norden um jeden Fuß breit Bodens kämpfen, aber sie dürfen sich dadurch nicht von der Notwendigkeit ablenken lassen ihre Linie vor Amiens zu beiden Seiten der Somme zu behaupten.

Der Gefangenenaustausch mit Rußland.

Der nach dem Abschluß der Friedensverträge mit unseren östlichen Gegnern bevorstehende Gefangenenaustausch kann, wie bereits kürzlich hervorgehoben wurde nicht zur sofortigen Rückkehr aller deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen führen, da die weiten Entfernungen der

Gefangenenerlager und Beschlagnahmeplätze in Rußland sowie durch den Krieg und die inneren Unruhen vollkommen gestörten Verkehrsverhältnisse dem entgegenstehen. Umgekehrt wird natürlich, schon wegen der weitaus größeren Zahl der in unseren Händen befindlichen Gefangenen und wegen der Inanspruchnahme der deutschen Verkehrsmittel durch den noch fortbestehenden Kriegszustand mit unseren westlichen Gegnern, der Abtransport dieser Gefangenen auch nur sehr langsam vor sich gehen können und sich auf eine geraume Zeit ausdehnen. Die Russen werden sich hiermit ebenso abzufinden haben wie unsere Gefangenen, vor denen sie den Vorteil vorzuziehen, in gesicherten Verhältnissen den Zeitpunkt ihrer Heimreise abzuwarten, falls sie es nicht vorziehen, überhaupt in Deutschland zu bleiben.

Solales und von Nah u. Fern.

Flörsheim a. M., den 30. April 1918.

„Wie ist's doch so reizend und nett, im Bett, im Bett, im Bett!“ singt Otto Reutter. Auch ein Deckbettmarder scheint so gedacht zu haben, als er in der Nacht von Samstag auf Sonntag in der unteren Hauptstraße zwei jungen Mädchen die Bettdecke stahl. Die beiden Schönen gingen mit Dunkelwerden in ihre Kammer, wo sie mit Schrecken wahrnahmen, daß das Deckbett vom Bett herunter gestohlen worden war.

— **Besuchwechsel.** Herr Gerhard Bullmann kaufte das in der Bahnhofstraße belegene Bollmer'sche Wohnhaus mit großem Garten zu unbekannten Preisen.

— **Gesellenprüfung.** Die Gesellenprüfung bestand vor der Feiertagsruhe zu Viebrich der Lehrling Schalk von hier mit der Note „gut“. Lehrherr ist Herr Philipp Frank, Widererstr. Dem jungen Gesellen unseren herzlichsten Glückwunsch.

— **Solalgewerbeverein.** Zur Mithilfe beim Wiederaufbau des Flörsheimer Handwerks nach dem Kriege sind bis jetzt 1500 Mark eingegangen, wofür den edlen Spendern ein herzliches „Vergelt's Gott!“ Zur Entgegennahme von weiteren milden Beiträgen sind die Kassierer des Gewerbevereins, Herr Lehrer Diels, sowie der Vorsitzende, Herr Kaspar Schuhmacher, gern bereit. Die Gaben werden öffentlich bekannt gegeben. Der Vorstand.

— **Was die Pariser Köchin verlangt.** Früher stellten viele „hochherrschastliche“ Köchinnen in Paris die Forderung, daß sie nicht verpflichtet seien, in den Keller hinabzusteigen. Die Ferngeschütze haben jetzt auch diese ursprünglich begreifliche Ansicht der Köchinnen vollständig umgestreift, was die folgende kleine Anzeige in einem Pariser Boulevardblatt beweist: „Gesucht wird gegen ein Gehalt von monatlich 85 Frs. eine Köchin, der bei jedem Alarm ein vorzüglicher, außerordentlich tiefgelegener Keller zur Verfügung steht.“

— **Mainz.** Merkwürdige Preisunterschiede treten trotz der strengen Preisregelung schon jetzt wieder beim Spargelverkauf zu Tage. So wurden heute auf dem städtischen Markte für das Pfund Spargeln 2 Mark gefordert und bezahlt. Gleichzeitig kamen in den städtischen Verkaufsstellen Spargeln erster Güte zum Preise von 1.10 Mark zum Verkauf. Die Erzeuger in den rheinhessischen Spargelgemeinden erhalten allgemein für Spargeln je nach der Güte 80 Pfg., 55 Pfg. und 35 Pfg. Sie sind damit zufrieden und auch der Käufer beklagt sich nicht über einen Preis von 1.10 M. Wie aber am gleichen Tage und am gleichen Tage für dieselbe Ware pro Pfund 90 Pfg. oder 88 Prozent mehr gefordert werden können, bleibt angesichts der strengen Preisregelung und Kontrolle im Spargelverkauf unverständlich.

Deutschtum und Vlamentum.

Im 16. Jahrhundert erschien zu Antwerpen ein Buch von Jan van de Werde, das den Titel führt: „Der Schatz der deutschen Sprache“. Das Buch verpönte die hässliche Neigung, französische und lateinische Fremdwörter zu gebrauchen, wo ein gutes Wort der Muttersprache eben so klar ausdrücken könnte, was das fremde Wort meinte, und bereicherte den Vortrags der „deutschen Sprache“ am gute Ausdrücke, die man statt der Fremdwörter anwenden sollte. Die „deutsche“ Sprache, die der Verfasser mit diesem Buche schäzen und rein erhalten wollte, war aber nicht die hochdeutsche, sondern waren die blämischen Mundarten, die damals noch „gemein Niederdeutsch“ genannt wurden im Gegensatz zu den „Hochdeutschen“.

Und daselbe wie dies Buch, das binnen wenigen Jahrzehnten sieben Auflagen erlebt und dem niederländischen Sprachgebrauch für ein ganzes Jahrhundert, von 1559 bis 1664, den Ton angegeben hat, kann uns noch mancher andere Zeuge jener Zeit beweisen: nämlich daß sich der Blame damals als Deutscher fühlte und auch als solcher galt, als Niederdeutscher. Aber nicht nur Verwandtschaft der Rasse und des Blutes, des Geistes und der Seele bestanden; Politik und Handel verknüpfte die Gemeinschaft. Ein großer Teil der Blamen gehörte dem Deutschen Reich an. Probat mit Antwerpen und Brüssel unterland seiner Freiheit, ebenso Ostlandern mit Gent; Brügge in Westlandern, das sich dieses nahen politischen Anschlusses an das Reich nicht erlaubte, hatte um so engere Handelsbeziehungen dorthin; es war bekanntlich wie Aachen und Bergen einer der Vororte der deutschen Hanse.

Im 16. Jahrhundert war das Gefühl der Zusammengehörigkeit wohl am stärksten ausgeprägt; das war eine Zeit, in der die Wörter „blämisch“ und „Blame“ noch als der Inbegriff der feinen Bildung und Geistesgüte galten, auch in deutschen Landen. Aber dann sind Jahrhunderte gekommen, die alle diese engen Bande gelockert haben. Es kam die spanische Unterdrückung; während das Blamentum durch den Glaubenskrieg, durch die Zerstörung der nördlichen Niederlande geschwächt wurde, verlor das Deutsche Reich durch den 30-jährigen Krieg die Kraft, sich noch um die Blamen, diesen wichtigsten germanischen Vorposten gegen das Franzosentum, kümmern zu können. Es kamen die Eroberungskriege Ludwigs des Vierzehnten; die Macht Frankreichs begann nicht nur mit Waffengewalt blämische Land zu erobern; sie drang auch mit der westlichen Sprache in die Hochburgen des Blamentums ein. Es kamen die Zeiten der Revolution und Napoleons; sie haben den eigentlichen Grund gelegt zur Entfremdung zwischen Deutschum und Blamentum. Seit der Begriffs „Belgien“ von französischen Propagandabürokraten eingeführt und von französischen Staatsleuten und Verwaltungsbeamten im blämischen Lande durchgeführt wurde, hat die Verwischung dieses germanischen Gebietes gewaltige Fortschritte gemacht.

Am gründlichsten hat in dieser Richtung der belgische Staat gearbeitet, der 1830 gegründet wurde; er ist es, der diesen germanischen Volksstamm in französisches Aushängeschild nach außen gegeben und durch die inhumanste Arbeit von acht Jahrzehnten das Blamentum und das Deutschum völlig von einander getrennt hat. Natürlich konnte der belgische Staat diese Scheidung und Entfremdung nur allmählich erzielen.

Alles, was das belgische Staatswesen dem Blamen an Kulturgütern, besonderen Erwerbsmöglichkeiten, gesellschaftlichen Vorzügen, Stellungen und Ehren bietet, kann er nur auf dem Umwege über die französische Sprache erreichen. Will er etwas mehr lernen als das kleine Einmaleins, so zwingt ihn der Staat, französisch zu rechnen; will er etwas von der Weltgeschichte erfahren — es geschieht in französischer Sprache und durch die Brille des französischen Chauvinismus; Mathematik, Naturwissenschaft, Weltliteratur — es muß französisch sein. Der belgische gebildete Blaming verlor es, in seiner Muttersprache zu denken; alle Begriffe werden ihm verwischt und

verflücht. Ebenso ergeht es seiner Kraft, seinen Handbewegungen, seiner Art, sich zu geben und zu leben. Er entartet zum Französling, ohne je Franzose werden zu können. Dazu ist die Mischung des Blutes gekommen; indem der belgische Staat in blämischen Landesherrschaften wallonische, in wallonischen vorzugsweise blämische Beamte anstellte, begünstigte er diese Bastardgattung.

Man kann daher keinen verhängnisvolleren Irrtum begehen, als wenn man an das heutige Blamentum denselben Maßstab legt wie an das frühere, oder wenn man glaubt, die Blamen mit denselben Maßen messen zu können wie andere europäische Nationen. Was anderswo bei Taten und Stellung einer Nation den Ausschlag gibt, eine breite Schicht von Gebildeten, fehlt dem blämischen Volk. Seine Oberflächlichkeit ist entzündet, verweltlicht, belgisch.

Übertriebener und unberechtigter Nationalismus wäre es jedoch, das Blamentum für verloren zu halten, weil einige Hunderttausende „gebildete“ Volksgeister ihrer germanischen Eigenart beraubt wurden. Noch ist die breite Masse der Bauern und Kleinstädter echt blämisch geblieben, allen Bräunen treu und französischem Gebaren abhold. Und die seit Menschenaltern ererbte, 1916 unter der deutschen Verwaltung zur Wirklichkeit gewordene blämische Hochschule zu Gent, die schon heute, 17½ Jahre nach ihrer Eröffnung, trotz aller belgischen Drohungen von mehr als 400 jungen, strebsamen Blamingen besucht wird, kann dafür sorgen, daß die Besten des Volkes dem Blamentum künftig nicht mehr verloren gehen, sondern flammende Träger seiner germanischen Eigenart und Führer einer wahrhaft blämischen Nation werden.

Dadurch wird auch die Möglichkeit näher gerückt, daß Deutschum und Blamentum künftig einander nicht so fremd und gleichgültig gegenüberstehen, wenn erst die Härten dieses Krieges den gegensätzlichen Werken des Friedens wieder Platz gemacht haben. Soll es aber zwischen den Blamen und Deutschen zu einem aufrichtigen gegenseitigen Verleben und Mitemkommen, so werden sie eines Mittlers nicht entzihen können, der von der Natur gegeben, aber selbstmännlich dem hochdeutschen Geiste erst wenig in Anspruch genommen ist: des Reichsniederdeutschen, des Niederländers, soweit er noch seiner plattdeutschen Muttersprache mächtig ist. Und wie diese jüngst in den Werken eines Johann Hinrich Fehrs, eines Gorch Fock, Wagenfeld, Wibel, Hinrich Wiedes zu Ehren gekommen ist, so sind mit größerer Kraft, allen Hindernissen und Kriegseignissen zum Trotz, auch die Beziehungen zwischen den Reichsniederdeutschen und den Blamingen wieder erwacht und Freundschaften zwischen den „aalbroeders“ haben und drähen gegründet worden, unter dem Schatten des heute so vielfach verzweigten Baumes der alten „nederbunliche taal“.

Deutscher Reichstag.

(Orig.-Ber.) —lg. Berlin, 26. April.

In einer einzigen, sechsständigen Sitzung hat der Reichstag am Donnerstag nun auch die erste Lesung des Branntweinmonopols und der neuen Getränkesteuervorlagen erledigt. Das bemerkenswerte Ergebnis der Sitzung ist, daß mit der einzigen Ausnahme der äußersten Linken, das heißt der unabhängigen Sozialdemokratie, das ganze Haus grundsätzliche Bedenken gegen diese so ungewöhnlich scharfe Heranziehung der alkoholischen wie der alkoholischen Getränke nicht hatte, so sehr auch über Einzelheiten die Meinungen auseinander gingen.

Freilich hatte der Reichsausschuß für, der auch diesmal wieder die Beratungen einleitete, ungemein

zuvorsichtliche Aussichten

eröffnet. Er rechnete bekanntlich mit einem Mehretrag allein aus den Getränkesteuern in Höhe von 1400 Millionen, so daß im Beharrungszustand ein Getränkesteuereinnahme von ungefähr 1600 Millionen herauskommen würde. Graf Koeborn meint, das wäre allein schon ein Viertel der gesamten künftigen Reichseinnahmen.

Der Zentrumsgesandte Herold begrüßte die neue Besteuerung und fand auch gegen

die Besteuerung nichts einzuwenden, dagegen hatte er gegen die Branntwein- und gegen die Mineralwassersteuer immerhin einige Bedenken. Der Sozialdemokrat, der Abgeordnete Müller-Weidenbach, kam wieder auf die grundsätzlichen Einwendungen zurück und verlangte eine andere Mischung von direkten und indirekten Steuern.

Ebenso wies der Abgeordnete Dr. Mund von der Volkspartei darauf hin, daß alle bis jetzt vorgelegenen direkten Steuern „einmalig“ gedacht seien, die indirekten aber dauernd dem Volke auferlegt werden sollten. Die Erhebung mit den Kriegsgesellschaften sei nicht gerade geeignet gewesen, dem Monopologedanken neue Anhänger zu werben. Das Branntweinmonopol darf jedenfalls nicht einseitig vom agrarischen Standpunkt gehandhabt werden. Überhaupt sollten die Kartellen nicht zur Erzeugung von Spiritus, sondern möglichst reiflich der menschlichen Ernährung dienen. Bei der Besteuerung sei es ungerecht, daß Dänemark nur mit 6 Pfennig pro Liter versteuert werde, während z. B. bei Seltzerwasser 12 Pfennig auf den Liter gelegt werden. Die Besteuerung begrüßte der Redner hauptsächlich deshalb, weil hier die Steuer möglichst nahe an den Verbraucher herankomme.

Der nationalliberale Abgeordnete Schulenburg verlangte besonderen

Schutz für die kleinen Brennereien

und fand auch die Besteuerung gerade der kleinen Weine zu hoch. Der Schaumweinsteuer stimmte er zu. Die Vollerhöhung für Rakos beklagte er, weil damit das Getränk der Kinder getroffen werde. Besonders interessant war dann schließlich der Abgeordnete Dr. Bissel, der sehr hübsch das Dilemma bezeichnete, in dem sich seine Partei befinde. Stimmte sie gegen die Besteuerung, so werde man ihr vorhalten, sie wolle das Getränk des wohlhabenden Mannes schätzen, stimme sie für die Besteuerung, so werde man sagen, sie trete einseitig für die Produktion des Ostens ein. Gegenüber dem fortschrittlichen Redner meinte er, daß die Verbrennung der Kartoffeln zu Spiritus eigentlich die rationellste Verwertung sei, da der eigentliche Nährwert auch nach der Entziehung des Alkohols erhalten bleibe und die Schlempe eines der wertvollsten Viehfuttermittel sei. Für die Brennereien verlangte er ausreichende Entschädigung. Abzuwarten sei, ob nicht unter der hohen Belastung des Branntweins der Konsum so zurückgehen werde, daß der Ertrag wieder in Frage gestellt sei.

Völlig ablehnend verhielt sich diesen Vorschlägen gegenüber der Redner der unabhängigen Sozialisten, der Abg. Burm. Auch hier seien wieder den wirtschaftlich schwächsten Klassen die größten Lasten auferlegt. Wenn der Widerstand der Winger gegen die Besteuerung plötzlich verstummt sei, so liege das daran, daß den Wintern in Gestalt des ungeheuer erhöhten Preises auf ausländische Weine, auch für solche aus Mitteleuropa, eine neue Liebesgabe gegeben werden soll.

Gegen die Besteuerung der alkoholfreien Getränke wandte sich zum Schluß, als Anhänger der Nüchternheitsbewegung, der Abg. Numm.

Die Beratung endete mit der Überweisung der Umjah- und Verbrauchssteuern an den Hauptausschuß, des Branntweinmonopols an einen besonderen Ausschuss von 28 Mitgliedern und der übrigen Getränkesteuern an einen weiteren, besonderen, ebenfalls 28 gliedrigen Ausschuss. Darauf vertagte sich das Haus.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Vor seiner Abreise nach Rumänien hat Staatssekretär des Äußeren v. Rühlmann die Parteiführer empfangen, um ihnen Mitteilungen über den Friedensschluß mit Rumänien zu machen. Am Schluß der Sitzung gab der erste Vizepräsident des Reichstages, Dr. Baasche, dem Bedauern und dem Unwillen Ausdruck über die persönlichen Angriffe der

„Deutschen Zeitung“ gegen Herrn v. Rühlmann, (die sein Privatleben veröffentlichten) und versicherte, daß alle Anwesenden die Entschädigung über diese Angriffe teilten. Es sei höchste Zeit, daß die öffentliche politische Moral eine Wandlung erlei. Staatssekretär v. Rühlmann dankte für die befundene Gefinnung und erklärte, er sei bereit, mit jedem politischen Gegner auf die Menjur zu treten. Wenn aber diese Kampfesweise weitergehe, dann sei bald kein anständiger Mensch mehr bereit, ein öffentliches Amt anzunehmen. Die Beipredung war von den Führern aller Parteien einschließlich der Rechten, beächt.

* Hinsichtlich der neuen Anordnung der Reichsgetreidepreise über Art und der Rotation für solche Gemeinden, die ihre Ablieferungsstelle nicht erfüllt haben, betonte die sächsische Regierung im Finanzausschuß der Zweiten Kammer, daß eine solche Anordnung dem Reichsgelei nicht entspreche, daß eine gleichmäßige Rotation im ganzen Reich vorliegt. Angesichts der Tatsache, daß in einzelnen deutschen Bundesländern vollständige Mismerten zu beklagen sind, zum Teil auch in Sachsen, wird die sächsische Regierung einer unterchiedlichen Festlegung der täglichen Brotmenge im Reich und einer Herabsetzung in einzelnen Kommunalverbänden nicht zustimmen.

* Bei Beipredung der Anträge auf Einführung der Verhältniswahl in Bayern im Finanzausschuß der Kammer, erklärte der Minister des Innern v. Brettreich, er halte die Frage der Verhältniswahl für noch zu wenig geklärt und die Reform während des Krieges nicht für empfehlenswert. Ebenso lehne er Frauenwahlrecht und Änderung des wahlfähigen Alters ab.

Frankreich.

* Das Ministerium Clemenceau sieht sich wachsendem Mißtrauen aller Kammerkreise gegenüber. Allem Anschein nach wird der „Tiger“ den Sommer als Ministerpräsident kaum noch überleben. Es heißt, daß Briand sein Nachfolger wird.

Belgien.

* Eine Neuordnung des Gerichtswezens in Flandern und Wallonien wird durch Bekanntmachungen des Generalquartiermeisters und des Generalgouverneurs angekündigt. Der leitende Gedanke bei der Neuorganisation war, bei möglichst sparsamer Personalverwendung in Strafsachen eine Beschränkung auf das im Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung notwendige, in Zivilsachen Schutz der privatrechtlichen Interessen der Deutschen, der Verbündeten und der Neutralen. Es werden deshalb kaiserliche Bezirksgerichte eingerichtet, die materiell nach den Landesgesetzen, aber unter Anwendung des deutschen Vorsekretes in Zivil- und Strafsachen urteilen werden.

Rumänien.

* Gegenüber der vor einigen Tagen im englischen Unterhause aufgestellten Behauptung, daß Rumänien auch heute noch ein mit England verbündeter Staat sei, erklärt der rumänische Minister des Äußeren Arion, daß seit Beendigung des Kriegszustandes Rumänien nur noch als neutraler Staat behandelt werden dürfe. Rumänien habe im Kriege der Entente mehr gegeben, als es von ihr empfangen habe.

Japan.

* Der japanische Minister des Äußeren Motono ist zurückgekehrt. Der Minister des Innern Goto folgt ihm im Amt. — Der Admiral Motono, mit dem der Minister abrigens auch vor der japanischen Expedition gebroht hatte, hängt zweifellos mit dieser Unternehmung, gegen deren Ausbreitung sich im japanischen Parlament ein starker Widerstand geltend macht, zusammen. Wahrscheinlich konnte er mit seinen weitreichenden Plänen nicht durchbringen. Möglich ist auch, daß Motono operiert wurde, um augenblicklich den Gegenwart zu den Vereinigten Staaten nicht zu vertieren.

Der Halbherr von Lubenow.

7. Roman von Arthur Zapp.

Der Konful stich mit seiner Rechten über seinen spitz gehaltenen weißen Rollbart und lächelte ein wenig. In seinen schwarzigen Mienen spiegelte sich Wohlwollen.

„Ich habe in meinem langen Leben viel gesehen“, sagte er, „ich habe Welt und Menschen kennen gelernt in allen fünf Erdteilen, ich habe Leiden und Weiden der Menschen aller Stände kennen wo mitfühlen gelernt. Sie, Herr Lubenow, gehören zu jenen auserlesenen, beneidenswerten Mischen, die man mit dem Bandenwort „Millionär“ bezeichnet, mit jenem Wort, das alle Weltlichkeiten der Welt einschließt. Und dennoch, Herr Lubenow“, — der Sprecher teilte seine dunklen Augen durchdringend auf den erlaucht aufstehenden jungen Mann — „sind Sie fühlen auch Sie sich nicht glücklich, nicht voll befriedigt. Auch Sie haben Wünsche, nach deren Erfüllung Sie sich sehnen.“

Doktor War machte eine Pause. Karl Lubenow meinte sich, unwillkürlich interessiert und innerlich bewegt, vornüber.

Der würdige alte Herr fuhr fort: „Sie haben mir immer Sympathie und Interesse entgegengebracht, wenn ich auch nicht den Vortug habe, zu Ihren näheren Freunden zu zählen. Und deshalb würde es mir zu einem besonderen Vergnügen gereichen, Ihnen beistehen zu sein, den Wunsch, den ich bei Ihnen als Menschenfreund und als Kenner der deutschen Verhältnisse voraussetze, zur Erfüllung zu bringen.“

„Aber —“ rief Karl Lubenow in einem eigenartigen Zustande von Befangenheit, Verwirrung und unbestimmter freudiger Hoffnung, „ich begreife nicht, ich verstehe Sie nicht.“

Der alte Herr lächelte, erhob sich aufstehend und fuhr mit seiner Rechten auf den sich ebenfalls erhebenden jungen Mann heran und klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter.

„Mein lieber, junger Freund, sollten Sie mich wirklich nicht verstehen? Sind Sie wirklich ganz unglücklich? Fühlt Ihnen nichts zu Ihrem Glück?“

Der junge Mann lächelte verlegen. „Ganz ohne Grund ist wohl niemand, Herr Konful.“ Der würdige alte Herr wiegte bedächtig sein Haupt.

„Gewiß nicht. Sie sind jung, Sie sind reich, Sie besitzen geistige und gesellschaftliche Bildung, Sie erfreuen sich eines angenehmen Berufslebens, haben Freunde, die der besten Gesellschaft angehören, und dennoch vermüssen Sie etwas schmerzhaft, Sie entbehren jener Eigenschaften, die Sie begehnen würden, sich unter jenen Herren als gleichberechtigt zu fühlen und als gleichberechtigt anerkannt zu werden. Ihnen fehlt die gesellschaftliche Bedeutung, ein gesellschaftlicher Rang. Dabe ich Recht, Herr Lubenow?“

Mit verwundernden Augen sah der junge Fabrikbesitzer den sonderbaren Mann an, der das geheime Sehnen seiner ehrgeizigen Seele so treffend erriet.

„Allerdings“, stammelte er halb beschämt, halb von seinem Verlangen getrieben. „Allerdings.“

„Ich habe schon manchmal daran gedacht, daß es mir bei meinen gesellschaftlichen Beziehungen von Nutzen wäre, wenn ich irgend einen Titel besäße.“

Der Konful nickte. „Ich bin in der Lage, Ihrem durchaus verständlichen und berechtigten Verlangen zu entsprechen“, sagte er und sah in den Schultern redend, fuhr er mit Würde und Selbstgefühl fort: „Ich habe sehr intime Beziehungen zu auhereuropäischen Höfen. Ja, ich kann sagen, daß ich mit Seiner Durchlaucht dem Fürsten Saraki auf durchaus freundschaftlichem Fuße stehe und auch mit dem Souverän des Nachbarstaates, dem Scheich von Ibi, unterhalte ich die besten Beziehungen.“

Wieder lag eine Empfindung von Mißtrauen und Widerwillen in dem jungen Fabrikbesitzer auf.

„Ibi? Saraki?“ sagte er. „Sie entschuldigen, ich habe diese Namen noch nie gehört.“

„Wirklich nicht?“ Konful Dr. War zeigte eine überraschte Miene. Dann lächelte er. „Allerdings, es ist ein wenig weit ab. Ibi und Saraki sind ein paar Palastknechten in Arabien. Welche unterstellen dem Protektorat seiner Majestät des Sultans der Osmanen. Im übrigen ist mein Freund Fürst Admet Saraki souveräner Herr und regiert mit unumstößlicher Gewalt. Es würde mir ein Vergnügen sein, für Sie irgend eine Auszeichnung bei Sr. Durchlaucht zu erwirken.“

Der jungen Fabrikbesitzer überließ es ihm und falt. Es war eine sehr unbedeutende.

ausende Stimmung in ihm, das niederdrückende Gefühl eines Menschen, der eine beschämende Enttäuschung erfährt. Er hatte schon die und da von Reuten gehört, die aus der Vermittlung von Titeln aller Art als Agenten kleiner geldbedürftiger Randschen und Hofs ein Geschäft machten. War der ehrwürdige Doktor War, den er bisher immer für einen tadellosen Gentleman gehalten, einer dieser geweremäßigen Ausbeuter menschlicher Gierlichkeit? Es schloß ihn und ein unwillkürlicher Abscheu, mit dem alten Herrn weiter zu verhandeln, erhob sich in ihm.

„Ich danke“, sagte er kalt, sich straff aufrichtend, „ich kann von Ihrem lebenswichtigen Anerbieten keinen Gebrauch machen. Ich bin der Ansicht, eine Auszeichnung kann man nur empfangen, wenn man sich durch vorhergegangene Verdienste einen Anspruch darauf erworben hat.“

Der Konful nickte eifrig.

„Gewiß! Irgend eine verdienstliche Leistung müßte zunächst stattfinden. Selbstverständlich! Doch nichts leichter als das, mein lieber Herr Lubenow. Saraki ist ein Rand, das er in der Entwicklung begriffen ist. Die Natur hat Saraki reich begabt, die Vegetation ist die ähnelte. Die Hauptprodukte sind: Reis, Zucker, Mais, Kakao usw. Auch der Mineralreichtum ist bedeutend. Gold, Silber, Blei, Eisen und Kohle werden gefördert. Aber die Industrie fehlt noch gänzlich und in dieser Beziehung könnten Sie sich große Verdienste um das Land erwerben.“

Die Sache wäre doch etwas sehr umständ-

Ein Augenzeuge über Seebrücke.

Im erbitterten Kampf abgeklungen.

Von einem Augenzeugen wird zu dem englischen Flottenangriff auf Ostende und Seebrücke berichtet: Der englische Flottenangriff auf Ostende und Seebrücke am frühen Morgen des 22. April sollte die dortigen Anlagen zerstören und die Seefahrt durch Vertiefen von Sperrschiffen blockieren. Die Nacht vom 22./23. ist dieblich und unruhig. Nach Mitternacht flugzeugen über Ostende und Seebrücke. Abwehrfeuer, Bomben krachen, ein neuer Ton, das langgezogene Heulen der 38er englischen Motoren. Die deutschen Küstenbatterien nehmen das Feuer auf. Aber das offene Meer verschwindet wie unter einem dicken Schleier; das machen die Nebelapparate feindlicher Schiffe. Mit einem Male zittert der mächtige Quaderbau der Mole unterurchtaren Schlägen. Ein mit Explosivstoffen gefülltes englisches Boot ist gegen die Mole gefahren; ein Teil der Molebrücke, welche die eigentliche Mole mit dem Festlande verbindet, liegt in der Luft. Für den Augenblick ist jede Verbindung mit dem Lande abgebrochen. Bergendlich steigen Rauchschichten und weißen Morieapparate ihre Nebelbänder; der Nebel ist zu dicht.

Die Mole steht in febriler Erwartung hinter der meterhohen Brüstung der Molenmauer. Da taucht wie ein Geistesgeschiff der englische Kreuzer aus dem Nebel. Unter dem idyllischen Fagel der Molenmauer werden Seilern und Laufsege gegen die Molenwand geworfen, die Verwunden flattern hinaus, die Kampagneführer an der Spitze, von denen bleiben drei tot auf der Mole. Wüster Kampf im Nebel um die zitternde Mauer mit Bajonet, Messer, Faust und Sähen. Von 40 Engländern kommt keiner lebend zurück.

Mit qualmenen Nebelapparaten versuchen drei feindliche Kreuzer den Molenkopf zu passieren, da bricht das Feuer der Molenbatterien aus den Rohren. Treffer in den Schornsteinen, auf der Kommandobrücke, im Rumpf. Auch die Küstenbatterien greifen ein, die jetzt ihr Ziel im Dunkel erkennen können. Die englischen Schiffe beginnen zu sinken. Zwar haben sie noch Fahrt, aber sie genügt nicht mehr, um ihr Ziel, die Kanalmauer, zu erreichen und zu sperren. Ein Beschützer, der die Belagerungen von den Motorbooten aufnehmen soll, sinkt in deutschem Geschützfeuer, von den Belagerungen entkommt kaum einer.

Noch größer war der Misserfolg bei Ostende. Die englischen Sperrschiffe kamen überhaupt nicht an die Ostendebucht heran. Raum geschleht, sanken sie im Feuer der deutschen Küstenbatterien, zwei zerstört, die sich Wendebühne zu nähern versuchten, werden gleichfalls vernichtet. Am Morgen des 23. aber sahen die aufkläreren deutschen Flieger vor der Küste fliehende deutsche Kutter, Brackeile und Leichen. Fünf Lebende und einen Toten können die deutschen Torpedoboote noch bergen.

Die gesprungene Molenbrücke ist rasch wiederhergestellt. Ein einziges deutsches Torpedoboot ist unbedeutend beschädigt, seine Geschütztrakt nicht beeinträchtigt. In Ostende sind einige Häuser beschädigt und 10 Belgier tot. Der Engländer aber hat fünf kleine Kreuzer, drei Zerstörer und mehrere Motor Schnellboote eingebüßt. Noch schwerer aber wiegt der Verlust der zahlreichen Toten, der Tapfersten der Tapieren. Der englische Panzirkopf vom 24. April meint, daß die Eingelohr zum Brägger Kanal, „unabhängigweise“ wirksam blockiert sei. Sollten Zubeilichkeiten im Vereinigten Königreich darauf Ossungen bauen, so wird der ununterbrochene Fortgang des deutschen U-Boot-Krieges sie bald belehren, daß England Schiffe und Menschen vergeblich geopfert hat.

Von Nah und fern.

Dänische Gefrierfische. Die Transport-schwierigkeiten, die mit der Verladung frischer Seefische von Dänemark nach Deutschland bisher verbunden waren, sollen durch ein neues Gefrierverfahren im wesentlichen behoben sein. Die dänische Gefrier-Kompagnie hat in Esbjerg an

der Nordsee und im nördlichen Skagen eine Gefrierkammer errichtet, in welchen das Gefrieren der Seefische für einen weiten Transport vorbereitet wird. Die nach dem neuen Gefrierverfahren behandelten Seefische können einen Transport von mehreren Tagen vertrugen, was bei den bisherigen Gefrierverfahren ausgeschlossen war. Mit den bisherigen Verfahren sind glänzende Ergebnisse erzielt worden.

Drei Zentner „Respektbogen“ aus alten Ästen. Wie sehr der frühere sogenannte Respektbogen bei allen an Behörden gerichteten Schriftstücken „ins Gewicht fiel“, lehrt eine Maßnahme, die zurzeit beim Berliner Kaufmanns- und Gewerbegericht durchgeführt wird. Dort sollen die Ästen aus vier älteren Jahrgängen eingestampft werden. Vor ihrer Vernichtung werden sie jedoch einer Durchsicht unterzogen, bei der alle unbedruckten Blätter

als Heften in der Heimat wie im Felde eigenständige Zustände von Lautwasserdruck, Pulsverlangsamung und Farnvermehrung auf, die als Oedemkrankheit bezeichnet worden sind. Die Ursache liegt wahrscheinlich in der nach Menge und Art veränderten Ernährung, wobei der Wasser- und Salzreichtum der jetzigen Nahrung eine wesentliche Rolle spielt. Auch die Verwendung der mannigfachen Kampfgase hat zur Entstehung neuerer Krankheitsbilder geführt. Dr. David konnte zeigen, daß die Redizin Wege gefunden hat, diese neue Leiden wirksam zu bekämpfen.

Fürsorge für Kriegsbeschädigte Offiziere. Wie die „Sächsische Industrie, Organ des Verbandes Sächsischer Industrieller, mittelst, hat der Verband Sächsischer Industrieller gemeinlich mit dem sächsischen Offiziersbunde sich bereit erklärt, kriegsbeschädigten Offizieren bei der Erlangung von Stellungen be-

Zu den Kämpfen im Westen.



lauber herausgeschnitten und zu weiteren Gebrauch in der Bauraubverwaltung aufbewahrt werden. Die Durchsicht von vier Jahrgängen hat nun bis jetzt schon drei Zentner unbedruckten Papier zutage gefördert.

Gegen die Möbelnot. In Stettin wurde infolge der Anregung des früheren Reichsanwalt und jetzigen Oberpräsidenten von Pommern die „Pommersche gemeinnützige Gesellschaft m. b. H. für Möbelbeschaffung“ gegründet. Hinsichtlich der Preise verlautet, daß eine einfache Einrichtung (Schlafzimmer, Küche) im Verkauf an die Bevölkerung voranschlägt für etwa 700 Mark abgegeben werden kann, während der Preis einer besseren Einrichtung (Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche) etwa 1700 Mark betragen wird. Die Gesellschaft gibt die Möbel nicht an die Bevölkerung selbst, sondern nur an die Städte und Landkreise der Provinz ab.

Neue Kriegskrankheiten. In seiner Antrittsrede vor der medizinischen Fakultät der Universität Halle behandelte dieser Tage Privatdozent Dr. Oskar David die neuen, in diesem Kriege aufgetretenen Krankheiten. So z. B. das von Hiss und Werner beobachtete Fieber, das wohnliches oder Fäulnisfieber genannt worden ist. Zunächst wurde es bei den Truppen in Böhmen beobachtet, später aber auch auf allen anderen Kriegsschauplätzen. Es ist ein in fünf Tagen bis Wochen auftretendes Fieber, häufig mit fast unerträglichen Schmerzen in den Beinen. Die Ursache der Erkrankung ist noch unbekannt. Ferner beobachtete man im Felde in ausgedehnter Weise Schenkeleinmengen, deren Entstehung wahrscheinlich auf örtliche Schädigungen im Schuppenarten zurückzuführen ist. Schließlich

hilft zu sein. Mit Rücksicht darauf, daß gerade für die Offiziere die Überführung aus dem militärischen Dienst in zivilberufliche schwieriger ist, weil weder Arbeitsnachweise noch sonstige Einrichtungen hierfür vorhanden sind, ist eine Unterstützung aller industriellen Kreise besonders wünschenswert.

Das österreichisch-ungarische Kriegsministerium gegen die Fremdwörter. Der Zweigverein Dresden des Deutschen Sprachvereins hat die Bearbeitung eines „Kriegswörterbuches“ durch den Sprachverein angeregt, das die Sprache der deutschen und österreichisch-ungarischen amtlichen Heeresberichte einschließlich derer der Kriegsflootte und Luftflotte umfassen soll. In einem an den Verein gerichteten Schreiben hat sich der österreichisch-ungarische Kriegsminister entschieden gegen die Fremdwörter ausgesprochen.

Eine skandinavische Ausstellung des Deutschen Werkbundes. Der Deutsche Werkbund, der im vorigen Jahre in der Schweiz eine erfolgreiche Ausstellung veranstaltete, wird in diesem Jahre die skandinavischen Länder besuchen. Die Ausstellung wird Ende Juni in Kopenhagen eröffnet werden. Im Anschluß daran findet eine Ausstellung in Stockholm statt.

Gerichtshalle.

Berlin. Unter der Anklage des Mordes, des verübten schweren Raubes und des unbefugten Waffentragens steht heute der 17-jährige Musikschüler Rudi Drachholz aus Charlottenburg vor der 2. Strafkammer des Landgerichts III. Der Angeklagte ist der Sohn eines Schneidemeisters; er lernte zuerst Mechaniker, erhielt später Geigenunterricht in

Oberbachschewe und hat dann selbst Geigenunterricht gegeben, auch in Violoncellen mitgewirkt. Infolge des Krieges haben sich seine Einnahmen fast verringert, so daß er sich in Geldverlegenheit befindet. Er hat eines Tages seinem Vater 575 Mark und trieb sich mäßig umher. Auf der Straße lernte er die unter kriegspolizeilicher Kontrolle stehende Anna Krümmel geb. Hammer, die von ihrem Mann getrennt lebt, kennen, und ging mit ihr in deren Wohnung. Die R. hatte in der Courtbillenstraße 10 in Charlottenburg von der Frau Roswald ein Zimmer abgemietet. Bei einem anderen Besuch bei der R., die mit ihrem Gatte zu probieren liebt, hatte Drachholz Kenntnis davon erhalten, daß sie nicht nur ein Sparschatzchen, sondern auch eine größere Summe bares Geld besaß, und dies erwarbte die Habgier des jungen Menschen, dessen Vorhaben zu Ende ging. In ihm reifte der Plan, die R. zu töten und zu berauben. Er brachte der R. zwei Stichwunden in die Brust bei. Der Staatsanwalt beantragte, den Angeklagten zu einer Gesamtstrafe von 14 Jahren und 6 Monaten Gefängnis zu verurteilen. Das Urteil lautete auf 8 Jahre und 2 Wochen Gefängnis unter Anrechnung von 3 Monaten und 2 Wochen Untersuchungshaft. Das Gericht hielt den Angeklagten des Mordes und des verübten schweren Raubes sowie des unbefugten Waffentragens für überführt, rechnete ihm aber seine Minderjährigkeit als Straf-mildernd an.

Vermischtes.

„Der Krieg macht Frankreich reich.“ In dem Bestehen, das französische Volk trotz der immer lauter werdenden Bedenken gegen eine sinn- und endlose Fortsetzung des Krieges zu ermuntern, hat jetzt der „Gaulois“ die überraschende Feststellung gemacht, daß der Krieg Frankreich nicht nur unbeschädigt läßt, sondern es vielmehr bereichert. „Häufig,“ so schreibt das Blatt, „hört man jetzt die Bemerkung: „Was wird es uns nützen, siegreich zu sein, wenn Frankreich nach dem Kriege ruiniert sein wird?“ Man kann diesen nutzlosen Denken erwidern, daß, wenn wir schon ruiniert sein müssen, es besser ist, durch den Sieg, als durch die Niederlage ruiniert zu sein. Aber hieron kann gar nicht die Rede sein, denn der Krieg ist im Begriffe, Frankreich immer mehr zu bereichern. Er hat uns z. B. gezwungen, unserer früher so lahmen industriellen Tätigkeit eine vielfach gesteigerte Energie zu verleihen. Außerdem mußten wir für unsere Selbstversorgung zahlreiche neue Fabrikanlagen gründen, die nach Friedensschluß eine Unmenge neuer Waren für die Ausfuhr herzustellen vermögen. Endlich hat Frankreich gelernt, sich um das zu kümmern, was jenseits seiner Grenzen vor sich geht. Der Franzose hat gelernt, die Landarten zu betrachten, und er wird daher nach dem Kriege viel beweglicher sein als vorher. Deutschland bereichert uns also, indem es uns bekriegt.“ Der „Gaulois“ scheint vollkommen zu vergessen, daß viele der fruchtbarsten und industriell wichtigsten Landstriche Frankreichs in solchem Maße unter dem Kriege gelitten haben, daß sie jahrelang nichts Erhebliches werden produzieren können. Er hat weiterhin vergessen, daß die alten und die neuen Fabriken kaum ausreichen werden, um das Vernichtete durch Neues zu ersetzen. Wenn aber das Blatt bei seiner Meinung beharrt, daß Deutschland Frankreich durch den Krieg bereichere, so ist nicht einzusehen, warum die Franzosen uns wegen des Krieges Vorwürfe machen.

Rings um das Ferngeschick. Maurice Barrès veröffentlichte in der Pariser Presse einen Brief, in welchem er erklärte, daß die Pariser durch ihr Beharren in der Hauptstadt eine pflichtgemäße Geldentlastung verrichten. „Zu Kriegsbeginn,“ so schreibt l'Heure, „war Barrès ganz anderer Ansicht. Damals sagte er zu seinem Freund Henri Barbedin: „Ich verlasse Paris, ich melde mich an die Front!“ Doch Herr Barrès blieb uns Pariser erhalten. Wird er uns diesmal verlassen?“ — Die Verité erzählt das folgende Gespräch: Lucien Guity traf Henri Bernheim und sagte zu ihm: „Wissen Sie, daß wir morgen abreisen?“ — „Oh,“ erwiderte Bernheim erstaunt. — „Ja, aber wir reisen nicht aus denselben Gründen wie die anderen Pariser. Wir fahren ab, weil wir Angst haben.“ Dies ist, so meint die Verité, seit Beginn der Fernschickung der erste unwichtige Ausspruch!

„Ich“ warf Karl Rubenow mit ironischem Lächeln ein.

„Ganz recht,“ fiel Doktor Bär rasch ein, „aber Sie durchlaucht, Herr Doktor, befindet sich zurzeit in der Schweiz und deshalb wäre eine Annäherung leicht und schnell zu bewerkstelligen. Ich will Ihnen die Adresse meines Kabinetssekretärs geben. Für mich kommt es ja nur darauf an, meinem Freunde und seinem Gatte einen Dienst zu erweisen und Ihnen gelegentlich zu sein.“

Der junge Fabrikbesitzer heftete einen verhöhlenden Blick auf den alten Herrn, der wie die vergriffene Wölfe und Ghibbaret ihm gegenüberstand. Hatte er seinem ehrwürdigen Klubgenossen, den er in mancher Nacht Behtaufende am Spieltisch hatte mit Gleichgültigkeit und vornehmer Miene verlieren sehen, mit seinem kranken Verstand unrecht getan? Handelte es sich für ihn wirklich nicht um einen gemeinen Schacher, sondern um ideale Beweggründe?

Inzwischen hatte Doktor Bär in seine Rocktasche gegriffen; jetzt brachte er einen Briefbogen großen Formats und von sehr starkem Papier zum Vorschein; er entfaltete das Blatt und deutete auf eine Stelle oben am Rande, auf der in Druck in französischer Sprache die Worte standen: „Der Herr von Saratz.“ Die Überschrift des in großen Buchstaben geschriebenen Briefes lautete: „Mein lieber Doktor Bär.“ Der Konjul blätterte rasch und wies auf die Unterschrift hin:

„Alles Ihr wohlgeleiteter

Alfred.“

Doktor Bär faltete das Schreiben wieder sorgfältig zusammen und steckte es ein.

„Ich will Sie nicht überreden, mein lieber Herr Rubenow,“ sagte er. „Es kommt ganz auf Sie an, ob Sie der Sache näher treten wollen oder nicht. Schließlich interessiert Sie Saratz nicht und wenn Sie nicht das Bedürfnis haben, mit Hilfe des Fürsten eine höhere Stufe der gesellschaftlichen Mangel zu erlimmen, so haben Sie ja auch keine Veranlassung, zu seiner Durchlaucht in Beziehungen zu treten. Überlegen Sie sich! Ich stehe immer zu Ihren Diensten. Guten Morgen, Herr Rubenow!“

Der junge Fabrikbesitzer blieb in einer widersprüchlichen, unruhigen, nachdenklichen Stimmung zurück.

In den nächsten Tagen dachte Karl Rubenow oft an den Besuch Doktor Bär und dessen überraschendes Anerbieten. Seine Empfindungen waren dabei verschiedenartiger Natur. Bald erschien ihm die ganze Angelegenheit lächerlich und nicht wert, daß man überhaupt ernsthaft darüber nachdachte. Bald wieder ärgerte er sich darüber, schalt seinen Klubgenossen mit dem ehrwürdigen Aussehen im stillen einen Schwindler und Hochstapler und nahm sich vor, überhaupt an die ganze Geschichte nicht mehr zu denken. Und doch kamen seine Gedanken immer wieder darauf zurück und seine Phantasie fing an, sich ganz ernsthaft mit Doktor Bär's Vorschlag zu beschäftigen. Er bedauerte, daß er den alten Herrn so kurz abgefertigt hatte. Ob die Hilfe des Fürsten in dieser Beziehung schon häufiger in Anspruch genommen worden war? Ob Doktor

Bär schon öfter den Vermittler gespielt? Welche Würden hatte seine arabische Durchlaucht zu vergeben? Den Kommerzienratstitel oder die Würde eines Konjuls oder lassen hauptsächlich höfliche Titulaturen, wie beispielsweise die eines Kommerzienrats in Betracht? Und war der Konjultitel Doktor Bär auch saratzischen Ursprungs? Befragte der Fürst auch das Recht, den Adel zu verleihen? Und unwillkürlich, während ihm das Blut heiß in die Wangen schloß, malte sich der Grubelnde aus, was es nützen würde und was wohl seine Freunde und Bekannten dazu sagen würden, wenn er sich eines solchen Tages „Karl von Rubenow“ nannte.

„Karl von Rubenow!“ Klang das nicht geradezu herauschend. Und der junge Fabrikbesitzer griff ganz aufgeregelt zur Feder und amatierte sich damit, ein ganzes Blatt mit den folgenden drei Worten: „Karl von Rubenow“ in den verschiedensten Lettern und mit den verschiedensten Schattierungen zu betiteln.

In der Woche nach dem Besuch Doktor Bär gab die Familie von Rangwitz ihre erste große Ballgesellschaft in der Saison. Noch nie hatte Karl Rubenow seinen ehrlichen, von seinem Vater zu Ehren gebrachten Namens geschämt. Diesmal aber konnte er sich einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren, so oft sein schlichter, bürgerlicher Name bei einer Vorstellung neben den fast ausschließlich aristokratischen Namen der anderen Gäste genannt wurde.

Ein freundliche Ältere Dame nahm für einige Zeit sein Interesse in Anspruch. Sie

war ihm von dem alten Baron als „meine Waise Fräulein von Rangwitz“ vorgestellt worden. Die alte Dame schien schwermütig zu sein, denn sie nannte ihn konsequent: „Herr von Rubenow.“ Als er aber im Verlauf des Festes wahrnahm, daß Fräulein von Rangwitz auch die anderen bürgerlichen Herren ausnahmlos mit dem Bärtchen „von“ bedachte, so sah er, daß hier nicht ein Mißverständnis, sondern ein Grundbes vorlag. Für die ablige alte Jungfer schien gesellschaftlich der Mensch erst beim „Herrn von“ anzulangen.

Der junge Fabrikbesitzer widmete sich der freundlichen Dame mit besonderer Aufmerksamkeit und es war wohl nicht allein die Rücksicht auf ihre Verwandtschaft mit dem Gastgeber, die ihn dazu bewog. Es spielte sein Ohr gar zu angenehm und erwiderte läche Zukunftsversprechungen in ihm, wenn das immer gleichmäßige „Herr von Rubenow“ aus dem Munde des alten Fräulein an sein Ohr klang.

Weniger angenehm schätzte sich Karl Rubenow von einer anderen Bekanntschaft berührt, die er an diesem Abend machte. Es war ein junger Kavallerieoffizier aus der Provinz, der vor kurzem nach Berlin kommandiert worden war, mit dem ihn sein Freund Mortimer bekannt machte. Graf Hartenberg war ein Schulfreund des Regierungsrates und ungefähr von gleichem Alter wie dieser. Sein hübsches, hochmütiges Wesen fiel dem jungen Fabrikbesitzer schon bei der Vorstellung auf.

Die Flörsheimer Fischerei.

Von Herrn Franz Karl Peter Rauheimer erhalten wir im Auftrage des Fischer-Vereins eine Berichtigung, die wir, so weit sie sich mit dem Tatsächlichen beschäftigt, nachstehend veröffentlichen. Wir glauben aber, daß sich Herr Franz Karl Peter Rauheimer in der Adresse geirrt hat. Unsere Zeitung hat lediglich das berichtet, was in der Gemeindevorstellung von den Herren Gemeindevorstellern, die das Vertrauen der hiesigen Bürgerschaft in ihr Amt berufen hat, in der Fischereidebatte ausgeführt wurde. Wenn also der Einsender nicht mit den dortigen Reden einverstanden ist und sie zum Teil als „unwahr“ unterstellt, so muß er seine Eingabe an die Gemeindevorstellung selbst richten, nicht an uns, die wir nur berichtet haben. Es läge also kein Grund vor, seine Rechtfertigung zu veröffentlichen. Wenn wir es dennoch tun, so geschieht es erstens, weil Herr Franz Karl Peter Rauheimer kein Gemeindevorsteher ist und deshalb Gelegenheit haben soll, durch die Zeitung sprechen zu können, zweitens, weil wir selbst alles Interesse daran haben, daß die Fischereianglegenheit zum Besten aller Bewohner gelöst wird. Nachstehend die Zuschrift:

„Flörsheim, den 28. April 1918.

Geehrte Redaktion!

Rechtfertigung.

In der Nr. 50 Ihrer geschätzten Zeitung bringen Sie unter 5. der Gemeindevorstellung ausführliche Besprechungen, die der hies. Fischerei-Verein nicht auf sich ruhen lassen kann. Doch werden wir mangels Papiernapppheit unsere Erwidern auf das allernotwendigste beschränken. Zunächst: Alle hies. Einwohner und Gemeindevorsteher, die bei uns Fische bestellt haben, haben solche erhalten; „restlos nach auswärts ist unwahr. Mündlich haben die Fischer dem Bürgermeister usw. . . Wer kann geeignete Vorschläge machen, daß unsere Fische hier alle abgenommen werden? Wer kauft hier alle teuren Fische? Insbesondere alle Male? In welcher Weise muß für uns immer wieder die Kastanien aus dem Feuer geholt werden? Sollen wir wirtschaftlich schwachen nicht dieselben Anerkennung und Unterstützung erhalten wir die stärkeren? Wird denn nicht der politischen Gemeinde ihr Prestige bestritten, wenn durch dritte ihre Gerechtfame noch mitverpachtet wird? Wer hat denn die größten Opfer zu den beiden Prozessen gebracht? Will man denn die Dinge verkennen oder werden sie nicht richtig verstanden? Oder aber es wird in dem betreffenden Bericht mehr gesagt, wie gesehen.

Wenn gefordert wird, daß wir uns dennoch nicht als Ortsbürger und Nahrungsmittelverläufer nicht im lokalpatriotischen Sinne betätigen, so muß uns seitens Ihrer geschätzten Zeitung die Gewähr geboten werden, daß uns Raum zur Verfügung steht, Aufklärung zu schaffen.

Hochachtungsvoll

Der Fischerei-Verein.

F. A. Franz Karl Peter Rauheimer.“

Zu unserer eigenen „Rechtfertigung“ diene folgendes:

Herr Franz Karl Peter Rauheimer behauptet im Vorstehenden ganz seelenruhig „Alle hiesigen Einwohner und Gemeindevorsteher, die bei uns Fische bestellt haben, haben solche erhalten!“ — In der Sitzung vom Donnerstag Abend behauptete Herr Gemeindevorsteher und Fischer Karl Wagner ähnliches und er mußte sich folgende Erwidern gefallen lassen: Zunächst fragte Herr Bürgermeister Laud: „Ist einer von den Herrn Vertretern hier, der im Krieg schon Fische erhalten hat?“ Keine Antwort erfolgte — aber halt, doch, und zwar die folgenden: Herr Gemeindevorsteher Jakob Scherz erklärte, wie in schon so mancher Sitzung, daß er seit Jahren wiederholt bei hies. Fischern um den Verkauf von Fischen gebeten, (er wollte sie gern abholen) aber nie welche bekommen habe. Nach dem Kostenpunkt habe er nicht gefragt hätte aber gern jeden geforderten Preis bezahlt. — Herr Max Reimer

erklärte, mehrmals, zuletzt vor einigen Wochen einen hies. Fischer nach Fischen gefragt zu haben, der aber antwortete: „Es sind keine da, wir fangen nir!“ Vor einigen Tagen wiederholte Herr Reimer seine Bitte und die Antwort lautete: „Die Schwimme all uff em Wasser un sein kaput!“ — Herr Michael Mohr erklärte, daß es im Speisehaus von Adam Beder, wo er selbst esse und vor dem Krieg fünf- und mehrmals in der Woche Fische erhalten habe, im ganzen Krieg, (also in fast 4 Jahren) einmal Fische gegeben habe; und ähnlich sprechen sich fast alle Vertreter aus. — Da fällt der Vorwurf „mehr gesagt zu haben, wie tatsächlich geschehen“, doch etwas stark auf den Herrn F. K. P. Rauheimer zurück. — Der Einsender kann versichert sein, daß den Fischern bei der genannten Sitzung noch manches sonst gesagt wurde, was nicht wie Lobrede geklungen hat, aber wir hatten, mit der überwältigenden Mehrzahl, der anwesenden Gemeindevorsteher und Gemeindevorstandsmitglieder die Ueberzeugung, daß eine derartige Aussprache einmal am Platze war. Mühte doch selbst Herr Gemeindevorsteher A. Schwarz, der mit Herrn Karl Wagner gegen den Vorschlag des Vorstehenden stimmte, erklären: „Ja, die Fischer haben gesündigt, ich kann es nicht bestreiten!“ Also man lasse die „Zeitung“ gefl. aus der Debatte, die hat nicht zuviel berichtet, sondern die Fischer geschont, wie durch die vorstehenden Ergänzungen zur Genüge bewiesen sein dürfte. Wenn der Einsender aber etwas tun will, um seinen Berufskollegen zum guten Abgang ihrer Ware am hies. Platz und den Einwohnern Flörsheims zu einem begehrten und benötigten Nahrungsmittel zu verhelfen so findet er zu sachlicher Aussprache unsere Spalten jederzeit geöffnet. — Um die Angelegenheit nicht auf ein anderes Gebiet zu verschieben und um unliebsame Debatte zu vermeiden haben wir das Unschöne von der Rechtfertigung des Herrn Rauheimer gestrichen. Im Uebrigen hat die Gemeindevorstellung das Wort!

Amtliches.

Bekanntmachung.

Am Donnerstag, den 2. Mai d. Js., nachmittags von 2—3 Uhr wird im hiesigen Rathaushof Dörrobst zum Preise von 3.— Mk. für das Pfund an diejenigen Haushaltungen, die feinerlei Vorräte an Dörrobst haben, ausgegeben.

Flörsheim, den 30. April 1918.

Der Bürgermeister: Laud.

Bekanntmachung.

Als gefunden wurde abgegeben: 1 lederne Geldbörse mit Inhalt. Eigentumsansprüche können im hiesigen Bürgermeisteramt, Zimmer 4, geltend gemacht werden.

Flörsheim, den 30. April 1918.

Der Bürgermeister: Laud.

Ruhholz-Versteigerung.

Am Freitag, den 3. Mai d. Js., vormittags 10 Uhr, werden im Flörsheimer Gemeindevwald in den Distrikten 11, 20, 21, 27, 42 und verschiedene nachbezeichnetes über 100jähriges Ruhholz versteigert:

13 Stück Fichtenstämme, zusammen 1,99 fm.
53 Stück Fichtenstangen, zusammen 4,77 fm.
1. Klasse
59 Stück Fichtenstangen, zusammen 3,54 fm.
2. Klasse
40 Stück Fichtenstangen, zusammen 1,20 fm.
3. Klasse
32 Stück Eichenstämme, zusammen 41,79 fm.
6 Stück Buchenstämme, zusammen 3,35 fm.
79 Stück Kiefernstämme, zusammen 70,70 fm.
Zusammenkunft: Grohaus- und Mittelschneise, (Distrikt 11)

Flörsheim, den 29. April 1918.

Der Bürgermeister: Laud.

Bekanntmachung.

Die Auszahlung der Kriegs- und Kreiszusatzfamilial-Unterstützungen, Veteranen-Renten pp. erfolgt morgen Mittwoch den 1. Mai d. Js. von Vormittags 8— und Nachmittags von 2—4 Uhr.

Flörsheim, den 30. April 1918.

Die Gemeindefasse: Claas.

Todes-Anzeige.

Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, am 28. ds. Mts., morgens 1/11 Uhr, unser innigstgeliebtes Söhnchen, Bräuerchen und Enkel

Josef Duchmann

nach kurzem Leiden, im Alter von 11 Monaten zu sich in die Ewigkeit abzurufen.

Die zeigen schmerz erfüllt an

Die tieftrauernden Hinterbliebenen:
i. d. R.

Georg Duchmann nebst Frau
und Kinder.

Flörsheim, den 29. April 1918.

Die Beerdigung fand heute vormittag um 7 Uhr statt.

Kirchliche Nachrichten.

Mittwoch 6 1/2 Uhr hl. Messe im Schweifernhaus. 7 Uhr Amt Peter Jos. Weill 8 Uhr abends Maianacht.
Donnerstag 6 1/2 Uhr Jahramt für Anna Mohr. 7 Uhr gest. Gensmisse f. Joh. Karl Weillbacher.

Local-Gewerbeverein.

Bekanntmachung.

Samstag, den 4. Mai d. Js., abends 8 1/2 Uhr, fangend, findet im Gasthaus „Zur Rose“ (Claudius Siegfried eine

Generalversammlung

des Localgewerbevereins statt, wozu alle Mitglieder hiermit eingeladen werden.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht des Schriftführers und Kassensführers.
2. Wahl der ausscheidenden Vorstandsmitglieder.
3. Verschiedenes.

Flörsheim, 29. April 1918.

Der Vorstand.

Treffte Dienstag wieder mit einer

Sendung Ferkel und Läufer ein. Bestellungen nimmt entgegen Peter Hahn, Hauptstrasse 3.

Fritz Himmelreich, Eschborn

Möbliertes Zimmer mit voller Pension ist zu vermieten. Näheres im Verlag der „Zeitung“.

Eine Grube Mist zu verkaufen. Näheres im Verlag der „Zeitung“.

Ein gut erhaltenes Reservoir ist zu verkaufen. Näheres im Verlag der „Zeitung“.

Es stehen noch einige Zentner

Industrie-Saatkartoffeln zur Verfügung Abzuholen bei Anton Schid, Eisenbahnstr. 6.

Monatsmädchen f. Stunden od. Tage gesucht. Näheres im Verlag.

Habe noch eine Anzahl

hübsche Briefkastetten (mit Inhalt) verhältnismäßig billig abzugeben. Interessenten mögen ihren Bedarf bald beden, da dieser Artikel immer knapper und teurer wird.

Heinrich Dreisbach,

Karthäuserstraße 6.



Eisenbahn-Fahrplan

Gültig ab 1. November 1917.

Von Flörsheim nach Kassel.

Vormittags: 605 717 836 n. Werk. Nachmittags: 1234 n. W. 136 n. W. 503 n. W. 604 n. W. 722 826 n. W. 907 n. W. 1248.

Von Flörsheim nach Frankfurt.

Vormittags: 453 526 n. Werk. 536 644 n. W. 702 800 1113
Nachmittags: 117 209 n. W. 350 n. W. 458 652 n. W. 801 1005.

Danksagung.

Für die vielen Beweise wohlthuernder Teilnahme bei dem so plötzlichen Tode unseres lieben, hoffnungsvollen Sohnes und Bruders

Eduard Staubach

sagen wir hiermit allen unseren tiefgefühltesten Dank. — Ganz besonderen Dank den Kameraden und Kameradinnen des Verstorbenen, seinem Freund August, den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Bahnmeisterei Flörsheim, dem Eisenbahnverein, dem Turnverein 1861 sowie dem Fahrpersonal des Güterzuges, welches am Tag des Unglückes mit dem Verstorbenen fuhr. Dank auch der werten Nachbarschaft sowie für die zahlreichen Kranz- und Blumenspenden.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen:

Eduard Staubach u. Frau

(z. Zt. im Felde)

nebst drei Söhnen.

Bargeld bis zu 2000 Mark bei Solvenz an Jedermann durch Hilfsbank Sulzbach in Oberpfalz.

Bessere
Poesie-Albums

zu haben bei

Heinr. Dreisbach,
Karthäuserstraße 6.

Rüchelhände — Arbeits-
hände

werden samtweich und zart durch
Mia — Vera — Creme

Tube 1.10 Mk.

Hilft über Nacht! Besser als das

fehlende Glycerin!

Apothek zu Flörsheim.